

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 28 (1948-1949)
Heft: 4

Rubrik: Kulturelle Umschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Juni-Festspiele in Zürich

Stadttheater

«Walküre» und «Götterdämmerung»

Im hellenischen Altertum galt als begnadet, wer einmal eine Trilogie des Aeschylos oder Sophokles hören durfte. Bei der Seltenheit der Aufführungen, an mühsam, ja unter Gefahren erreichbarem Festspielort, konnte das Erlebnis nur wenigen beschieden sein. Doch war der Besuch kostenlos, und die griechischen Amphitheater boten Zehntausenden Platz. Beides wollte Wagner in Zürich, dann in Bayreuth aufleben lassen: sein Festspielhaus weist antike Raumanordnung auf, und nur schwer ließ sich der immer höchst sozial fühlende Meister überzeugen, daß die Vorstellungen nicht unentgeltlich dargeboten werden könnten. Tatsächlich hat aber ein von ihm ins Leben gerufener Stipendienfonds zahllosen Unbemittelten den Besuch ermöglicht. Dies muß betont werden, da jüngst wieder versucht wurde, Gutes zu verschweigen und Wagner «alles Heroischen zu entkleiden». Wozu denn? Der gesunde Nietzsche schrieb über Bayreuth: «Schopenhauer und Goethe, Aeschylos und Pindar leben noch!»

Die Schweizer, die noch einen ganzen «Ring» gehört haben, sind am Aussterben. Es wäre höchste Zeit, das gewaltige Werk, dessen unausschöpfbarer Reichtum wohl gerade heute neue Deutungen erlaubte, einer jungen Generation zu schenken. Zürich, zur Wagnerpflege am berufensten, gab jetzt als Festspiele zwei Abende des «Rings», den zweiten und vierten. Man wählt die Werke mit den Liebestragödien der beiden Wälsungenpaare, während das herrliche «Rheingold», das Vorspiel der Natur, der Götter, Riesen und Zwerge, ohne Menschen, da pausenlos, bei jenen vielen nicht beliebt ist, die im Theater ohne Gage mitspielen möchten. Im «Siegfried» sind zwei Akte frauenlos. Doch beide Werke sind unentbehrlich zum Verständnis der Welttragödie, die zuerst den Namen Wotans erhalten sollte. Eben- sowenig dürften vom «Faust» nur die Gretchen- und Helena-Szenen aufgeführt werden. Wohl greifen wiederholt — ein oft getadeltes Stilgesetz des Wagner'schen Dramas — epische wie lyrische Erzählungen auf frühere Ereignisse zurück. Aber der Hörer sollte sie miterlebt und auch das erstmalige Ertönen der «gefühlswegweisen- den» Motive gehört haben. Wie für jede gewaltige künstlerische Schöpfung, erschließen sich die Tiefen und unvergleichlichen Schönheiten des «Rings» nicht bei zerstreutem einmaligem Anhören weniger Teilstücke. Heute scheinen alle Bildungsmöglichkeiten jedem zugänglich zu sein; sie überfallen uns ja durch die Luft. Doch gerade dadurch wird Bildung untergraben; die Leute, die zwischen Sportnachrichten und Jazz auch etwa an Bach'schen Passionen nippen, werden von ihnen weniger verstehen als jene, die sich das in ihrem Leben vielleicht einzige wirkliche Anhören am Munde absparten. Heute überwiegen die Leute, die alles hörten, aber nichts kennen. Und statt Begeisterung erfahren sie nur noch Überdruß. Wenige wären noch Fragen gewachsen, wie sie sich einst junge Studenten stellten: Welches sind die Schicksale des Rings? Wer hat ihn geschmiedet? Weshalb ist er verflucht? Wo bleibt dieses Sinnbild der Weltherrschaft? Wie sucht Wotan, durch

Verträge gebunden und von Erda gewarnt, dem unterirdischen Feind entgegenzuwirken? Warum ist der erste Held, auf den Wotan hofft, unfrei? Wie erringt der zweite den Ring, wem schenkt er ihn? Wann gelangt er in den Rhein zurück? — Es gab eine Zeit, da ganze Schulen die Hände emporstreckten und antworten wollten. Damals ereiferte man sich, wenn Wotan zum ersten Aufkeimen seines Heldengedankens mit seinem Speer, statt mit dem vom Riesen Fafner verächtlich gewegworfenen Schwert die aus Gewitterwolken auftauchende Götterburg begrüßt hätte; man verfolgte den Gedanken durch die Tetralogie hindurch; Erinnerungsschauer wehten uns an, wenn das Schwertmotiv zum letzten Male aufzuckt, da des toten Siegfried Hand sich gegen den Mörder und Ringräuber erhebt. Doch jetzt? In wenigen Jahren sind, tritt keine Wandlung ein, die paar Schweizer tot, die noch den ganzen «Ring» kennen. Auf Vorurteile, die seine Aufführung hindern, obwohl sie höchsten Erfolges sicher wäre, wurde hier mehrmals hingewiesen. Auf die politischen Mißverständnisse brauchen wir nicht zurückzukommen. Anlässlich einer jüngsten «Siegfried»-Aufführung in Bern wurde aber ein anderer Vorwurf aufgewärmt: im Gegensatz zu Verdi bringe Wagner am Schluß seiner Werke nicht neue musikalische Themata, er wiederhole meist schon früher Gesagtes in allerdings großartiger Ausgestaltung. Dazu wäre zu sagen, daß Wagner Dramen gibt, Verdi Opern. Es ist grundsätzlich falsch, die beiden vergleichen zu wollen, auch wenn Werfel und Weingartner sich darum bemühten. Ferner scheiden sich die Wünsche ganz: der so gerühmte Reichtum des Italieners an neuem thematischem Material erreicht niemals die Wirkungen, die Wagner mit der Wiederholung früherer Motive erzielt. Die Wiederkehr wirkt weit ergreifender; sie ermöglicht tiefste dichterische Wirkungen. Zahllose Dichter und Musiker haben längst Einsicht in die Gesetze der «Wiederholung»; sie brauchen sich wahrlich weder vor Verdi noch Werfel zu scheuen. Goethe z. B. schrieb am 29. Dezember 1779 an den Musiker Kayser: «Wenn Sie so glücklich sind, ein Hauptthema zu finden, das sich gut dazu schickt, so werden Sie wohl tun, solches immer wieder hervorkommen zu lassen, und nur durch veränderte Modulation, durch Major und Minor, durch angehaltenes oder schneller fortgetriebenes Tempo die einzelnen Stellen zu nüancieren». — Der Hörer bewundert Siegmunds Lenzlied «Winterstürme wichen dem Wonnemond». Einige Takte dieses Liedes klingen später leise mit, wenn Wotan der entrüsteten Fricka antwortet, heute habe sie solche Liebe erlebt. Und ein drittes Mal sagt uns die gleiche Melodie mehr als alle Worte, und auch mehr als ein neues musikalisches Thema, wenn Siegmund sich zu letztem Abschied über die ohnmächtige Sieglinde beugt: «Der Traurigen kost ein lächelnder Traum...». Solche Wiederholungen geben uns unendlich Tieferes als alle neuen musikalischen Erfindungen es vermöchten. So würde das nochmalige Hören der verhallenden Stimme eines geliebten Menschen uns erschüttern, während tausend neue Stimmen gleichgültig lassen.

Es ist schönste Aufgabe des «Ring»-Orchesters, nicht nur die symphonische Musik in allen ihren Klangfarben und sowohl in ihrer gewaltigen Wucht wie zauberhaften Lieblichkeit zu vollem Ertönen zu bringen, sondern auch das oft sehr verwickelte thematische Gewebe klar zu entwirren und die Motive plastisch hervortreten zu lassen. Wie der Chor der antiken Tragödie oder in der «Braut von Messina», nur noch in weit vertieftem Maße, muß Wagners Orchester selbst den nicht musikalisch gebildeten Hörer fühlen lassen, daß es jede Seelenregung der auf der Bühne Handelnden kennt, Tiefstes ausdrückt, wenn jene verstummen; es verleiht Zartem Innigkeit, Starkem Urkraft, enthüllt das Geheimnis aller Zaubertränke und Tarnhelme, malt die Naturelemente, macht Wogen, Wald, Wetter zu mitfühlenden Wesen. All' dies Herrliche gelang unserem ausgezeichneten Orchester unter seinem Leiter *Hans Knappertsbusch*, einem der berufensten Dirigenten, in meist vollkommener Weise. Beide verdienen wärmsten Dank, an dem auch die bewährte, aber sich diesmal selbst übertreffende Regie von *Karl Schmid-Bloß* vollen Anteil hat. Denn gerade im «Ring», der bedeutendsten Erfüllung des Traums vom Gesamtkunstwerk, ist

es von größter Wichtigkeit, daß Dichtung, Musik und Bild als Einheit erscheinen. Diese Übereinstimmung ergriff z. B. beim Trauerzug: noch nie sahen wir in Zürich deutlicher, wie der tote Siegfried über die Anhöhe am Rhein im Mondlicht weggetragen wird, bevor Nacht und Nebel hereinbrechen und die Totenklage in Tönen einsetzt. Nicht immer freilich wurden die genialen Regievorschriften Wagners befolgt. Wir denken dabei gar nicht an das selbst in Bayreuth nicht erscheinende Widdergespann Frickas oder an die am Schluß fehlenden Menschen, die den Untergang Walhalls überleben — doch weshalb nicht die Nornen, mit dem zerrissenen Schicksalsseil verbunden, zur Mutter hinab versinken lassen? Sie brauchten gar nicht wegzuschleichen, denn Elsa Cavelti, Claire Cordy und Anny Chapuis sangen in der für Wagners Stil so bezeichnenden Nornenszene vortrefflich.

In der Besetzung der kleineren Rollen pflegt Festspielhöhe am wenigsten gewahrt zu werden. Es ist ja nicht möglich, in den acht Schwestern Brünnhildens ihr ebenbürtige Kräfte zu besitzen. Diesmal klang aber das Ensemble der Walküren prachtvoll aus dem Sturm heraus, was z. T. offenbar einer kühnen Neuerung zu verdanken war: bestimmte Sätze, so das fesselnde «nach Walhall brechen wir auf, Wotan zu bringen die Wal» der bescheidenen Roßweiße wurde von mehreren ihrer Schwestern unisono mitgesungen! Nornen, Walküren, Rheintöchter, Mannen — sie fügten sich sehr gut den Festspielen ein. Nicht voll befriedigend war Hunding, dessen Rolle ersatzweise Pernerstorfer übernommen hatte, der gut den Alberich sang. Der erste Akt der «Walküre» litt unter der Umbesetzung und auch einer Unbeholfenheit und Ungleichartigkeit des Zwillingpaars. Erst später fanden sich *Maria Reining* und *Franz Lechleitner* in eine tadelfreie Darstellung der Wälsungen, denen sie stimmlich gewachsen waren. Auch von der Fricka *Elsa Caveltis* hatten wir noch Größeres erhofft. Sie hat die ihr verliehene Möglichkeit, die meist zu sehende, dem Mann gehässig auf den Fersen folgende Frau zur feierlich-ernsten Göttin zu gestalten, nicht ausgenutzt. Ohne Einschränkung aber ist Frau Caveltis Waltraute zu loben. Diese höchst bedeutsame Szene wurde zu einer der herrlichsten, wie überhaupt die «Götterdämmerung» an Festspielhöhe die «Walküre» überragte. Der Wotan *Andreas Boehms* ist eine große Leistung. Doch mußte der furchtbare Verzicht auf Leben und Liebe sich dem verzerrten, entstellten Walhallmotiv noch gewaltiger anpassen; und darf der Gott in tiefster Zerknirschung noch Helm und Speer, das Sinnbild seiner Macht, tragen? Sehr gut wirkten die Gibichungen Guttrune und Gunther, gegeben von Judith Hellwig und Willi Wolff. Daß aber die «Götterdämmerung» zu einer ganz hervorragenden Leistung wurde, ist vor allem drei Hauptdarstellern zu verdanken. *Ludwig Weber* verkörperte vorzüglich den dämonischen Hagen. *Max Lorenz* ist noch ein strahlender Siegfried, der wie kein Zweiter die Rolle geistig beherrscht und durch sein alles beseelendes Spiel gesangliches Matterwerden überhören läßt. Jedesmal überrascht Lorenz durch neue mimische Durcharbeitung. Einige Züge mögen letztes Jahr eindringlicher gewesen sein, besonders in der Sterbeszene; unübertrefflich wußte er diesmal den Auftritt mit dem Vergessenheitstrank und das Staunen zu gestalten, mit dem er die Enthüllungen der tödlich verratenen Brünnhilde hört und sich dabei in Betrachtung des verhängnisvollen Ringes verliert. Den Stein aber darf Siegfried nicht ins Wasser zu den Rheintöchtern schleudern; er muß ihn hinter sich werfen — wie es todgeweihte Eidgenossen bei Marignano taten.

Erhabene Höhe verlieh beiden Werken *Kirsten Flagstad*. Wir haben sie schon oft gepriesen und beschränken uns auf ein Wort: ihre Brünnhilde ist vollkommen. Wer die an Stimme, Darstellung, seelisches Erfassen allerhöchste Ansprüche stellende Rolle zu beurteilen vermag, ahnt, welches Wunder solche Erfüllung bedeutet. Man möchte keinen «Ring» mehr ohne Frau Flagstad hören. Wagner wollte die Gestalt der Brünnhilde zu einer Verherrlichung ohnegleichen des Weibes erheben. Und wahrlich, wo vergliche sich in der Weltdichtung eine Frau mit ihr? Was sind Heldentaten gegen die kühne Tat Brünnhildens, die aus Mitleid ein Opfer bringt, eine

schwere Schuld auf sich nimmt, unschuldige Tochter des Gottes? — Hätte einst Iphigenie in Aulis sich bewußt und frei, aus Gehorsam für den Vater Agamemnon und aus Liebe zu den Hellenen töten lassen, dann dürfte sie Schwester Brünnhildens sein. Oder Antigone, die für Wagner eine Heilige war.

Von Frau Flagstad, der nie Ermattenden, möchten wir wohl auch die ergreifenden und tiefsinnigen Strophen der letzten «Ring»-Szene singen hören, die als nicht vertont gelten. Vor dreißig Jahren hatte ich Hans von Wolzogen gesagt, es falle mir auf, daß der Schluß der «Götterdämmerung» nicht noch bestimmte drei Motive, vor allem das sogenannte «Welterbschaftsthema» bringe. Er meinte, mein Wunsch könnte wohl im Sinn Wagners liegen, wir wollten uns aber mit den nun einmal vorhandenen Motiven begnügen. Da erschien 1936 der Briefwechsel König Ludwigs II. und Richard Wagners. Darin zeigt sich, daß Wagner dem König zum 31. Geburtstag, 1876, eine Vertonung jener Worte Brünnhildens «Verging wie Hauch der Götter Geschlecht» schenkte. Eine Beilage der vier Bände enthält diese vorher unbekannte Musik ... wahrhaftig! Sie enthält zwei der von mir ersehnten Motive, und die Worte «Selig in Lust und Leid läßt die Liebe nur sein» singt Brünnhilde in den Tönen des Welterbschaftsthemas. Im wirklich aufgeführten Schluß schwebt über dem gewaltigen, das Steigen des Rheins und den Brand der Wolkenburg malenden Tongewoge wie ein erster Atem aus einem ewigen Land der Freiheit und Liebe die Melodie, mit der Sieglinde der Erlöserin Brünnhilde, dem «Hehrsten Wunder», gedankt hat. So schließt auch die «Götterdämmerung» mit einem wehmütig-trostvollen Lebewohl, wie die «Walküre» mit dem wundersamen Glücklein-Motiv endet, dem Abschied Wotans von seiner geliebten Tochter.

Karl Alfons Meyer

Schauspielhaus

Eliot und Brecht

Wie soll man eigentlich den Begriff der Festspiele definieren? Sollen sie den Aufschwung ins Fest vollen künstlerischen Gelingens bezeichnen? Sollen sie einfach an sich Außerordentliches bringen? Oder soll darin etwas von sommerlich gelöster, festlicher Heiterkeit mitschwingen? Daß man gerne Freilichtspiele, die dem Theater heute in besonderem Maße den Charakter einer gesellschaftlichen Veranstaltung geben, in solche Festspiele einbaut, ließe am ehesten an die letzte Deutung denken. Daß man hervorragende Gäste herbeiholt, ließe auf die erste schließen. Daß man sich an bedeutende Uraufführungen heranwagt, wäre Beweis, daß man das Außerordentliche schlechthin suchte. Jede der drei Definitionen wird durch den Charakter der diesjährigen Festspiele im Schauspielhaus wenigstens angedeutet. So hat man das letztes Jahr auch innerhalb der Festspiele aufgeführte Drama des englisch-amerikanischen Dichters Eliot «*Mord in der Kathedrale*» (in der berühmten, obwohl höchst anfechtbaren Übersetzung R. A. Schröders) jetzt ins Freie verpflanzt. Das Stück ist ja unseres Wissens erstmals vor der Kathedrale von Canterbury aufgeführt worden. Die letztjährige Inszenierung *Steckels*, die im geschlossenen Raum zu so packender, ja atemraubender Wirkung geführt wurde selbst auf den, der ihr nicht unbedingt zu folgen bereit war, diese Inszenierung wurde nun fast ohne Änderung in den Hof des Landesmuseums übertragen. Und da zeigte es sich, daß Freilichtaufführungen insofern eine dem Theater ekzentrische Angelegenheit sind, als bei ihnen die «natürliche» Bühne ein Übergewicht, einen Anspruch erhält, der ihr nicht zukommt. Sie hat das ganze Gewicht des Realen, das nun das Irreale totdrückt, nicht weil es an sich mehr wäre als die Irrealität des Theaters, sondern weil es

Fremdkörper ist, der sich nicht zu verwandeln versteht. Denn Flüssiges scheint ja immer dem Festen gegenüber zunächst einmal unterlegen zu sein. Die dickbäuchige Kanone, die da im Hofe steht, ist mehr als das Kreuz im Hintergrund, trotzdem sie nicht dazu gehört. Sie sitzt da wie ein lebendiger, brüllender Löwe im Symphoniekonzert — wer sähe und hörte noch das Orchester neben ihm? Das Orchester aber spielt schön, und die Musik ist noch schöner — will heißen Eliots «Murder in the Cathedral» ist eines der wenigen aus dem Vers echt lebenden Theaterwerke unserer Zeit, eines der wenigen echten modernen Mysterienspiele. Steckel hat ihm eine scharf zupackende Bühnenwirklichkeit gegeben, einen Chor, der bis ins Äußerste geschult ist, vielfältig, aber nicht impressionistisch aufgelöst (über welche Auflösung man streiten könnte), und seine Darsteller sind größtenteils bemerkenswert in ihrer Arbeit. Aber wenn der Pfauenraum dies alles zusammenhielt und im Rückstoß wiederum von all diesem zusammengehalten wurde, so schlampete hier der «stimmungsvolle» Rahmen wie ein zu weites Kleid um die Gestalter. Hier hätte die Einfachheit der Bühnenszenierung, die an sich das einzig Richtige ist, aufgegeben werden sollen zugunsten von Massenaufzügen — kurz, die Aufführung hätte weniger gut sein müssen, um gut zu sein. Aber solche Überlegungen mögen die Reaktion eines Zuschauers sein, der noch im Bann der früheren Aufführung steht; sie mögen auch die Reaktion eines theaterbesessenen Menschen sein, der es über alles liebt, zu sehen, wie Lug und Trug sich vor seinen Augen verwandeln in das, was wahrer ist als die plane Wirklichkeit.

Festspiel im Sinne des Außerordentlichen, das ist nun wirklich die Uraufführung von Brechts «Herr Puntila und sein Knecht». Ob diese ein Fest schlechthin ist, das steht freilich auf einem anderen Blatt. Ein Fest der künstlerischen Darstellung, das ja. Selten noch sahen wir eine Aufführung, die derart aus einer einzigen Grundanschauung heraus gebaut war und jeden Darsteller, den zentralsten wie den periphersten, in ihrem Bann hielt. Steckel als Puntila übertraf sich selbst in einer Rolle, die stets von der Gefahr des Monotonen umlauert war, und führte sie durch die reichsten Abstufungen hindurch zur Vollendung. Sein Gegenspieler Knuth holte aus einer gewollt kahlen, kühlen Rolle eine Präsenz dieser Eigenschaften, die gerade bei diesem leicht durch sein Temperament verführten Darsteller ein künstlerischer Triumph war. Und um sie herum lebte es bis in den letzten Statisten hinein.

Wir sagten «lebte». Das bedarf bei Brecht der Auslegung. Es ist nicht gemeint in einem naturalistischen oder impressionistischen, oder pathetischen oder auch komödiantischen Sinn (letzteres noch am ehesten). Hier war authentischer Brecht, denn der Dichter hatte die von Kurt Hirschfeld pietätvoll geleitete Aufführung zum mindesten begutachtet und gebilligt. Zum ersten Mal sahen wir nun unsere Schauspieler ganz im Sinn Brechts tätig. Episch, gestisch, lehrhaft — wie die Brechtsche Terminologie, über die man Bände schreiben könnte, heißt. Auf der Bühne eine asketische Einfachheit; die Kulisse weiß, daß sie nur Kulisse ist, und tritt damit in die ganze Macht ihrer Wirksamkeit. Die Darsteller von jener Objektivität, jener Werkzeughaftigkeit, ja manchmal von einer scheinbar laienhaften Einfalt, die dieser Art von Theater angemessen ist. Es wurde viel rezitiert, «dargeboten», nüchtern deklamiert — der Text bekam oft die Kühle einer Buchseite, die den Leser zwingt, sich selber ganz einzuspannen, die den Leser nicht mitreißt, sondern die nur Bewegung fordert, sie aber bei sich selber versteckt.

Das Thema des «Puntila» steht denn auch in tieferer Stimmigkeit zu dieser Auffassung des Theaters. Die Hauptfigur dieser «Komödie» ist ein reicher Parvenu, der im Suff ein Mensch ist, und nüchtern — ja, eben auch ein Mensch, das heißt, der da alle Eigenschaften brutaler Ichgier auslebt, während ihm der Rausch erlaubt, die alte Welt der traulichen, kuhwarmen, ach so tröstlichen Werte auszu- leben. Da gibt es dann Verbrüderung, Niederreißen der sozialen Schranken, Güte, Schwung — alles nur in Form von Fusel, Chimäre, Lüge, Unwirklichkeit. Und wenn der bald zum scheinbar Guten, bald zum wirklich Bösen mißbrauchte Knecht

zuletzt fortgeht, weil er die «Vertraulichkeiten» seines Herrn nicht will, so ist das genau so ein Gericht über die alte, mit Gefühlen als mit staubigen Samtportièren verstellte Welt, wie daß diese Gefühle nur als im Rausch noch möglich dargestellt werden.

Es hätte aus solchem Gericht eine große Sache werden können, wenn es sich nicht selber in enge parteipolitische Kanäle geleitet und damit vermindert hätte. Exemplifiziert wurde am Beispiel Finnlands und an der Verfolgung, die die roten «Freiheitskämpfer» 1918 dort erdulden mußten. Seither haben wir Konzentrationslager auch von der entgegengesetzten Färbung gesehen — Brecht bekennt sich rückhaltslos zu der Partei, die diese letzteren unterhält. Das ist nicht geeignet, seine künstlerische Position zu stützen. Kunst ist nie etwas Partikuläres. Nicht daß wir damit einer völlig ungebundenen Kunst das Wort reden wollten; die größten Zeiten haben durchaus das, was die Franzosen heute «littérature engagée» nennen, hervorgebracht. Aber politische, religiöse, oder sonst kämpferisch auf ein spezielles Ziel gerichtete Stellungnahme war immer höchstens Ausgangspunkt der Kunst und weitete sich aus im Maße, als diese Kunst als solche überhaupt in Betracht kam. Brecht macht da keine Ausnahme. In allen seinen Werken (soweit wir sie wenigstens kennen) ist er künstlerisch groß, größer als die meisten Heutigen, im Maße, als er das rein Marxistische überschreitet. Was wird von «Puntilla» bleiben? Einerseits eine gewisse spielfreudige Schwanklust aus gesellschaftskritischem Anstoß — die Badestubenszene ist klassischer Schwank, und der Schwank sei in Ehren! — daneben jene Partien, wo dem Dichter Hohn und Liebe, Kritik und in sich ruhende Weltschau verschwimmen, wo man — und vielleicht er selber — nicht mehr weiß, ob das nun noch ein Nein oder schon ein Ja zur Welt ist, wo das Wort geheimnisvoll zögert, mehr weiß als der, der es spricht. So war es immer. Das mag für einen reinen Bekehrer, einen leidenschaftlichen Propheten des Lehrtheaters ein bedauernswerter Betriebsunfall sein. Wir Anderen sind jedoch in Versuchung, diesen Begriff des Lehrtheaters noch höher, umfassender zu setzen: Das Lehrtheater, das der Kunst angehört, wäre dasjenige, wo auch der Dichter noch über sich selbst hinaus lernen könnte unter der weisen Führung des Wortes, das kommt aus dem Geist, der da weht, wo er will.

Elisabeth Brock-Sulzer

* * *

Der «Raub der Sabinerinnen» von den beiden Schönthan wäre nach einer schwerer befrachteten Spielzeit als publikumsbeglückendes Sommerstück eher verzeihlich gewesen als nach diesem Winter unseres literarischen Mißvergnügens, das sich erst gegen das Frühjahr glücklich erhellte. An sich ist ein guter Schwank etwas nicht nur Unverächtliches, sondern berechtigter Gegenstand hohen Ehrgeizes für Dichter und Schauspieler. Wenn wir den Anspruch der Selbstbezeichnung «Lustspiel» hier abweisen, so ist damit an sich noch keine Abwertung gegeben. Auch von dem *Schwank* der «Sabinerinnen» ist Rühmenswertes zu berichten. Die Witze sind fast immer wirklich gut und folgen sich fast pausenlos. Das Stück ist sauber durchkonstruiert, es gibt keine frei herumhängenden Motive, und die Schlagkraft des Ganzen beruht nicht zuletzt auf der Dichtigkeit der Verflechtung und gegenseitigen Steigerung aller Linien. Noch nirgends hat sich künstlerisch (nicht pedantisch) ausgeschaffte Form als unvereinbar erwiesen mit jener höheren Phantastik, wie sie das eigentliche Element des Schwankes darstellt. Wenn anders wir jene entzückenden kleinen spanischen und italienischen Komödien als Schwank bezeichnen dürfen, in denen eine äußerliche schematische Handlung zwischen schematischen Personen abläuft, und doch das Ganze in einen Strom von freier Leichtigkeit und schwebender künstlerischer Laune getaucht erscheint, der ist wie das Leben selbst. An Schematik

fehlt es hier in den «Sabinerinnen» zwar auch nicht. Auch hier sind die Träger der Handlung jene Zeittypen, aus deren übersichtbaren Reaktionen die «Fliegenden Blätter» zur unerschöpflichen Fesselung bestimmter Bürgerkreise ihre Welt aufbauten: Der zerstreute Professor, der schnoddrige Leutnant, der verbummelte Bierstudent, die verschwärzte Höhere Tochter, die lächerliche Alte Jungfer, die böse Schwiegermutter, der Sonntagsreiter oder -jäger usw. Aber diese Typen sind eben alle nur Abwandlungen der einen Grundfigur, welche jener Zeit — sagen wir um 1885 — trotz ihres Besitzes an großen Namen, an die wir nicht einmal mehr von ferne hinrühren, wie Nietzsche, Brahms, Marées u. a., ihren Stempel aufdrückte: des Spießbürgers. Und der nur aus seiner eigenen Ebene verspottete Spießbürger gibt keine Atmosphäre höherer tänzerischer Gelöstheit her, aus der etwas gewoben werden könnte, das in den Bezirk der Kunst sein Haupt erhöhe. Auch der berühmte Theaterdirektor Striese ist ja kein Bohémien aus Schwung über das Bürgerliche hinaus, sondern nur ein Kleiderständer für gute Witze, zu dem selbst die so menschliche Kunst eines *Bassermann* (was machte er aus dem einzig menschlichen Zug Strieses, der Ausmalung von seiner Frau Freude über seine Ernennung!) nicht das Erlöserwort «Steh auf und wandle» sprechen konnte. Im übrigen ist ja sein Striese als eine bis ins Kleinste reich durchziselerte Meisterleistung zu bekannt, als daß sie noch beschrieben werden müßte. Allein schon das Physische daran, eine solche stundenlange pausenlose Präsenz jedem Muskel abzurufen, war bei dem Hochbetagten wunderbar und in höherem Sinne ergreifend. Auch die anderen Mitspieler erhoben sich teilweise zu der Höhenlage müheloser Könnerschaft und Ausder-Fülle-gestaltens, ohne welche diese Gespensterwelt des spätgründerzeitlichen Bürgertums nicht mehr erträglich wäre. Wir nennen in diesem Sinne den Meister bescheiden-sinnigen Lebens, Herrn Schweizer, der jeder Versuchung, aus dem Gymnasialprofessor eine Simplizissimus-Gestalt zu machen, erfolgreich widerstand, ferner Herrn Kalser, dessen gummiballhafte Behendigkeit dem höchst untänzerischen Herrn Groß aus Berlin das Tempo verlieh, um nicht in seine eigene Dicke hineinzuplumpsen, und die ebenda beheimatete säftereiche Dienstmagd Frau Bassermanns. Herr Bichler stellte in seiner Beethovenmaske von 1880 den interessant lasterhaften jungen «Künstler» dar, wie ihn jene Zeit sich vorstellte. Die weniger glücklich verkörpertten Frauenrollen, die meist von Neulingen auf unserer Bühne bestritten wurden, erlauben in ihrer Nichtigkeit kein Urteil über diese.

Erich Brock

Kirchliche Wiederaufbauarbeit in St-Cergue

Der *Weltrat der Kirchen* (World Council of Churches), dessen endgültige Konstituierung man von der großen ökumenischen Konferenz diesen Sommer in *Amsterdam* erwarten darf, verfügt in seinem Genfer Wiederaufbau-Ausschuß (Department of Reconstruction and Inter-Church Aid) über ein lebens- und leistungsfähiges Instrument, das, ohne das Ergebnis schwieriger verfassungsrechtlicher oder gar dogmatischer Erörterungen abzuwarten, längst mit der praktischen Zusammenarbeit der christlichen Kirchen verschiedener Schattierungen und Konfessionen — mit Ausnahme der römisch-katholischen Kirche — begonnen hat. Eine Welt ist in Trümmer gesunken. Wo einst Wunderwerke gotischer Dombaukunst zum Himmel ragten, ist man zufrieden, durch eine Baracke oder arme Notkirche einen dürftigen Ersatz schaffen zu können. Anlaß und Gelegenheit genug also, um, inmitten des großen Trümmerfeldes Europa, aus Kräften christlicher Verantwortung und kirchlicher Solidarität herzhafte zu handeln. Daß ökumenische Gemeinsamkeit keineswegs

die Eigenart und Eigenständigkeit ausschalten und sie durch eine zentralisierte «Über-Kirche» ersetzen wolle, hatte der Generalsekretär des Ökumenischen Rates, Dr. W. A. Visser t'Hooft, im Rahmen grundsätzlicher Ausführungen über die bevorstehende Amsterdamer Konferenz, den versammelten Sekretären verdeutlicht. Ja, er fügte, um die Nutzenanwendung im Bereich des praktischen Handelns nicht zu scheuen, hinzu, daß auch die Ursprünglichkeit der Gaben einzelner Kirchen durch eine Instanz wie den ökumenischen Wiederaufbau-Ausschuß nicht leiden dürfe. Sei nur die Koordination gewährleistet und die Gefahr willkürlicher Bevorzugung gebannt, so sei damit die Aufgabe des Departements in befriedigender Weise erfüllt; keineswegs dürfe durch Inanspruchnahme der Zentralstelle die besondere individuelle und konfessionelle Färbung der Gabe ausgelöscht werden und eine Anonymisierung eintreten, die im Ergebnis nur zur Lähmung des Spenderwillens und zum Versiegen des Gabenstromes führen würde. Indessen war von solchen Gefahren tatsächlich kaum etwas zu fühlen; bediente sich doch die überwiegende Mehrzahl der Spenderkirchen gerne der Genfer Institution und damit aller ihrer für Verwaltung und zweckmäßige Realisierung der Spenden vorhandenen und erprobten Einrichtungen. Auch die notleidenden, empfangenden Kirchen hatten sich durch eine ermutigende Erfahrung bestätigt gefunden in der Überzeugung, daß ihre verschiedenen Sorgen und Nöte hier mit Wärme gehört, richtig verstanden und nicht zuletzt auch in der richtigen Weise weitergeleitet würden.

Zum dritten Mal seit Kriegsende traten die Sekretäre des kirchlichen Wiederaufbaus vor kurzem in *St. Cergue* unweit *Nyon* zusammen. Der Stab der Genfer Zentrale wird bei einem solchen Anlaß um die Sekretäre der in den einzelnen Ländern eingesetzten und tätigen Komitees vermehrt. Denn um die in Genf begonnene Arbeit sinngemäß auszuüben und organisch zu entfalten, mußten die Konfessionen und Kirchen innerhalb der einzelnen Staaten nun ihrerseits wieder in engere Zusammenarbeit treten und einen gemeinsamen Ausschuß einsetzen, dem die Überwindung der sie alle bedrückenden Nöte zur Aufgabe gestellt war. Wo Nation und Konfession zusammenfielen wie in dem einheitlich lutherischen Dänemark, schien einer solchen Gründung keine nennenswerte Bedeutung zuzufallen. Weniger selbstverständlich, aber um so bedeutsamer war es, daß in den Vereinigten Staaten, dem Lande der buntesten konfessionellen Mannigfaltigkeit, zum gleichen Zwecke, unter Mitwirkung der meisten christlichen Kirchen, eine Organisation eingesetzt worden war, die unter dem Namen *Church World Service* eine Zusammenfassung aller christlichen Hilfskräfte zu gemeinsamer, um so kräftigerer Aktion anstrebte. In der Schweiz hat das *Hilfswerk der evangelischen Kirchen der Schweiz* eine ähnliche produktive Kooperation der kantonalen protestantischen Kirchen begonnen und in ihrem Namen in den Nachbarländern Österreich und Deutschland, aber auch in Ungarn, Polen und den Niederlanden verschiedenartige und wirkungsvolle Hilfe geleistet. In Deutschland aber geschah es überhaupt zum ersten Mal seit der Reformation, daß nicht nur die Gesamtheit der lutherischen, reformierten und unierten Landeskirchen, sondern dazu auch sämtliche Freikirchen von der alt-katholischen über die baptistische und methodistische bis zur Heilsarmee sich, unter Hintansetzung theoretisch-theologischer Unterschiede, im *Hilfswerk der evangelischen Kirchen in Deutschland* zusammenfanden, um in gemeinsamem Handeln der Not entgegenzutreten, die gerade in diesem Lande einmalige Ausmaße angenommen hatte. Dabei ging es gerade bei dem deutschen Zweig am Baum des ökumenischen Handelns keineswegs, wie das nach Lage der Dinge wohl zu erwarten wäre, ausschließlich um das Übernehmen und richtige Verwerten ausländischer Hilfsaktionen. Das Hilfswerk hat sich durch alles Elend im Lande nicht abhalten lassen, immer wieder zu Sammlungen und Hilfsmaßnahmen im eigenen Bereich aufzurufen und dabei, gemessen an den tatsächlichen Verhältnissen, erstaunliche Erfolge gezeitigt. Sein Grundsatz, ausländische Hilfe erst dann anzusprechen, wenn alle Möglichkeiten der Selbsthilfe erschöpft seien, hat nicht wenig dazu beigetragen, das Vertrauen

der ökumenischen Welt gerade zu diesem Teil des weitverzweigten Werkes zu festigen.

Auch in St. Cergue war in der Regel nicht von schwierigen grundsätzlichen Problemen, sondern von Erfahrungen und Aufgaben der praktischen Arbeit die Rede. Die erstatteten Referate zerfielen in regionale und fachliche Berichte. Die ersteren wurden in der Regel von dem eigenen Delegierten des jeweiligen Landes erstattet; nur Bulgarien und Rumänien waren nicht selbst vertreten, und von Estland und Lettland, zwei Staaten mit mehrheitlich protestantischer Bevölkerung, fehlte überhaupt jede Nachricht. Man unterschied dabei zwischen *giving und receiving Churches*. Doch wurde gerade von den ersteren immer wieder mit abwehrender Bescheidenheit zum Ausdruck gebracht, daß es sich dabei um eine rein formale Unterscheidung ohne grundsätzlichen Wert handle und daß es sich im Bereich des Geistes damit gelegentlich durchaus umgekehrt verhalten könne. Zwischendurch war eine Kirche im Begriff, von der einen auf die andere Seite überzugehen. Die Kirchen Hollands und Norwegens zum Beispiel hoben mit Nachdruck hervor, daß sie, je früher desto lieber, wieder zu den gebenden Teilen gehören möchten. Daß gerade diese beiden Kirchen, deren Länder unter der nationalsozialistischen Besetzung übergenuß gelitten und noch immer an den längst nicht verheilten Kriegswunden zu leiden hatten, mit besonderer Wärme der Kirchen in Deutschland gedachten, war ein besonders eindrucksvoller und ergreifender Beweis dafür, daß hier, in dem Strahlungsbereich christlicher Gesinnungen und Kräfte, die schuldhaftige Zerklüftung des Krieges von innen her überwunden war.

An die 70 Delegierten waren in St. Cergue versammelt. Man unterschied sie im abgekürzten Verfahren nicht nach der persönlichen konfessionellen Zugehörigkeit, sondern nach dem Herkunftsland. Es berichtete also nicht ein Abgesandter der kleinen Baptistengemeinde in den italienischen Städten, sondern der Vertreter Italiens, wobei er freilich gleichzeitig auch noch die kleine, aber in harten geschichtlichen Abläufen bewährte Kirche der Waldenser mit zu vertreten hatte. Freilich bedurfte es dabei einiger Vertrautheit mit den europäischen Verhältnissen, um die Relationen richtig abschätzen zu können. Wenn der Vertreter Schwedens das Wort ergriff, so tat er es im Auftrag einer Kirche, die das ganze schwedische Volk umfaßte; der Vertreter Belgiens dagegen sprach im Namen einer Kirche, die unter den geschlossen katholischen Wallonen und Flamen eine verschwindende Minderheit darstellte. Unter den empfangenden Kirchen stand nach relativem Maßstab Finnland mit seiner einheitlich lutherischen Bevölkerung an erster Stelle: ihr, die durch tragische Fortdauer kriegerischer Verwicklungen besonders schwer heimgesucht und zuletzt noch auf engsten Raum zusammengedrängt war, wandte sich viel warme Teilnahme zu. Absolut gemessen stand freilich Deutschland mit 35 Millionen Protestanten auf einem zertrümmerten, zerstückelten und um ein Viertel verkleinerten Staatsboden weitaus an der traurigen Spitze. Um so dringender war hier die zwingende Notwendigkeit, die erhaltene Hilfe so sparsam, so planvoll und so rationell wie nur möglich einzusetzen, um überhaupt mehr als nur den berühmten Tropfen auf einen heißen Stein fallen zu lassen. Der Bericht der deutschen Delegierten war ein Zeichen dafür, daß man sich durch das Chaos nicht hatte entmutigen lassen. Man hatte die Spender immer wieder gebeten, ihre Gaben nicht als Endprodukte, sondern nur in Gestalt der unerläßlichen und im eigenen Bereich auf keine Weise auftreibbaren Rohstoffe einzuführen und damit eine Steigerung um das acht- bis zehnfache erreicht. Man hatte keine Bettlaken für Flüchtlingsheime, sondern Rohbaumwolle erbeten und damit unter Einsatz gleicher Devisenmittel zehnmal mehr Heime mit Bettwäsche ausstatten können. Man hatte keine fertigen Bibeln, sondern Zellulose importiert und dadurch mehr als zwei Millionen Bibeln und Neue Testamente herstellen können. Unter kleineren Verhältnissen ist es möglich, die Hilfe von Fall zu Fall eintreten zu lassen. Wo die Not ins Unermeßliche angewachsen ist, muß strenge Systematik einsetzen.

Am dritten Tag setzte die Arbeit der fachlichen Sessionen ein. Es gab deren zehn: für Stipendienwesen und Studienförderung, für Heime und Anstalten, für Jugendarbeit, Evangelisation, materielle Hilfe, Öffentlichkeitswirkung, Erholungs- und Kuraufenthalte, Verwaltung, Literatur und Personalaustausch. Das Ergebnis der Beratungen mußte schriftlich fixiert und dem Plenum zur Annahme vorgelegt werden. Es gab kaum ein Sessionsprotokoll ohne Diskussion, und mehr als eines wurde zur abermaligen Beratung an den Unterausschuß zurückverwiesen. Daß man wahrhaftig nicht in einer friedlichen und freundlichen Welt zu leben hatte, sondern daß harte Probleme, ja manchmal Fragen auf Leben und Tod zur Debatte standen, kam zwischendurch mit der Schärfe und Schnelligkeit des Blitzlichtes an den Tag. In der Session über Heime und Anstalten war die Frage aufgetaucht, ob denn die Kirche auf dem Eigentum und der Führung ihrer Anstalten zu bestehen ein nicht nur formales, sondern auch innerliches Recht habe und ob sie nicht gehalten sei, ihre Anstalten dem Staate zu übergeben, wenn dieser ihre Führung zu seiner ausschließlichen Domäne machen wolle. Mit einem Schlag stand der ganze Kampf vor aller Augen, den die Kirche unter dem Nationalsozialismus zu führen hatte, und es bedurfte keines besonderen Wortes, den Beteiligten deutlich zu machen, daß er auch heute noch keineswegs überall überstanden sei. Wie zu Zeiten Hitlers die Haltung der Kirche zu dieser Frage zunächst nicht ohne weiteres einheitlich gewesen war, wurde auch hier — mindestens erwägungsweise — die Frage aufgeworfen, ob denn die Kirche überhaupt ein Recht des Insistierens habe, sofern nicht unmittelbar ihr zentrales und eigentliches Amt, nämlich der Gottesdienst und die Verkündigung des göttlichen Wortes, angegriffen sei. Die Führung von Waisenhäusern und Altersheimen gehöre nicht im selben Sinne zum unbedingten kirchlichen Aufgabenkreis und so könne man im Zweifel darüber sein, ob sie darauf bestehen dürfe. Dem wurde allerdings von mehreren Seiten sofort entgegengehalten, daß die Angriffe eines totalen Staates überhaupt zunächst nicht frontal und zentral, sondern stets im Vorfeld geführt würden, daß der Verstaatlichung von Waisenhäusern in kürzester Zeit ein radikaler Wechsel auch in der weltanschaulichen Beeinflussung der jungen Insassen zu folgen pflegte und daß die Übernahme von Häusern für Geistesschwache eben mit der Vernichtung ihrer Bewohner geendet hätte. Der Vertreter Deutschlands meinte abschließend, daß die bestimmten Erfahrungen, die seine Kirche habe machen müssen, doch erst dann im vollen Sinne segensreich und fruchtbar sein könnten, wenn sie stellvertretend für alle anderen gemacht worden wären. Er schlug einige Sätze vor, die den Ertrag dieser überaus schweren und bitteren Erfahrungen in einer für alle annehmbaren, aber auch für alle verbindlichen Weise festlegen sollten:

1. Die Kirche betrachtet die Führung von Heimen und Anstalten der caritativen Fürsorge nicht als ihr ausschließliches Vorrecht, wohl aber als den Ausdruck ihres eigenen, von ihrem Ursprung her eingestifteten Wesens.
2. Die Kirche betrachtet den Menschen als eine unteilbare Einheit von Leib, Seele und Geist, als ein Geschöpf Gottes von unverletzlichem, unantastbarem und unmeßbarem Wert. Sie wird überall dort ihre Stimme erheben, wo diese Einheit und Würde des Menschen gefährdet ist.
3. Eingedenk der Tatsache, daß der heute scheinbar selbstverständliche Begriff der Humanität ausschließlich auf dem Boden des christlichen Glaubens erwachsen und nur auf ihm erklärbar ist, wird die Kirche fortfahren, sich um die Errichtung und Erhaltung von Anstalten zu bemühen, die der weltlichen Praxis als Beispiel der Verwirklichung dienen können.

Der Entwurf wurde vom Plenum angenommen, und auch die Vertreter Polens, Ungarns und der Tschechoslowakei schlossen sich von der Einstimmigkeit nicht aus: ein schönes Zeichen dafür, daß die dahinter sich verbergenden Tatsachen und

Fragen zwar mit aller Schärfe gesehen und als unabänderliche Voraussetzungen hingenommen wurden, die eigene Übereinstimmung aber nicht mehr anzutasten vermochten. Wie denn auch weder der Vertreibung der Polen aus Westpreußen unter Hitler noch auch der Vertreibung der Deutschen aus Schlesien, Pommern, Ostpreußen, der Tschechoslowakei, Ungarn und Jugoslawien mit einem Wort gedacht wurde. Es war auch müßig, darüber zu sprechen. Am großen Lauf der Welt zu ändern, lag nicht in den Möglichkeiten der Versammelten. Es wäre auf beiden Seiten sehr radikal anders gekommen, wenn Männer von christlichem Glauben diesen Lauf zu bestimmen gehabt hätten. Vielleicht war es diese wortlose Gewißheit, diese schweigende Überzeugung, daß der andere auch zur Art solcher Männer gehört, die den Versammelten aus den beiden großen Machtbereichen des Globus das tägliche gemeinsame Gebet und die Teilnahme am sonntäglichen Abendmahl in der reformierten Dorfkirche möglich machte. Daß es nach allen Ereignissen der letzten Jahre solche Gemeinsamkeit noch gibt und daß sie sich, allen vergossenen Strömen unschuldigen Blutes zum Trotz, in gemeinsamer Arbeit bewährt, ist selbst beinahe ein Wunder.

Die vier Abende gehörten vier verschiedenen Fragen allgemeiner und grundsätzlicher Bedeutung. Man wählte dafür die amerikanische Form des Symposiums: drei Teilnehmer versuchten, den Gegenstand von drei verschiedenen Seiten zu beleuchten und trugen ihre Gedanken in kurzen Referaten vor, ehe die Debatte einsetzte, die wiederum eine weitere Stunde in Anspruch nahm. Man sprach an je einem Abend über Evangelisation, über das Laienproblem, über die soziale Frage und über die Aufgaben der Publicity. Das Ergebnis führte überall zu erstaunlicher Übereinstimmung in der Erkenntnis der gleichen Aufgaben, die den Kirchen aller Schattierungen unter allen Himmelsstrichen heute gestellt sind: *das Zeugnis des christlichen Glaubens hörbar zu machen in einer zunehmend säkularisierten, entseelten und materialistischen Welt, und seine Ordnungs- und Gestaltungskräfte zu verwirklichen unter den drohenden Vorzeichen einer zum Teil bereits begonnenen und zum andern vielleicht noch bevorstehenden Zerstörung.*

Herbert Krimm